

Exzerpt von R. König:

Marie Luise Frick: Mutig denken – Aufklärung als offener Prozess. Ditzingen 2020

Aufklärung folgt(e) keinem einheitlichen narrativ, es waren vielmehr viele Stimmen, viele Perspektiven und viele Theorien, die hier zur Geltung kamen.

Einheitlich wohl eher das historische Zeitphänomen: in einer allgemeinen Legitimationskrise von Herrschaft zu stecken, die von Reformation, Buchdruck und konfessionell zersplitterten Fürstentümern geprägt war. (S. 15) Das führte zum Denken in Alternativen, was zuvor in dieser Form & Radikalität noch nicht möglich war.

So geriet auch die „christliche *Offenbarungswahrheit*“ im 17. Jhrh. „unter Druck“ (S. 16).

Das alles veranlasste R. Descartes zu seinem *Cogito ergo sum* – „dem radikalen Versuch, inmitten eines Ozeans an Ungewissheiten das zu entdecken, das niemals fraglich sein würde.“ (S. 18)

Nur das eigene Bewusstsein kann demnach Markstein echter Gewissheit sein. Dito bei Locke, wo nur der Einzelne befugt sei, die für ihn folgenschwere Entscheidung zu treffen, in welchen Glauben er sein Heil setzt (S. 18).

In der Natur/dem Naturrecht lasse sich eine universale Moral verankern, die auch jene bindet, die ihre Gebote nicht aus der christlichen Offenbarung beziehen (S. 18).

„Die Akteure der Aufklärung waren keine verschworene Kampfgemeinschaft, sondern in vielem uneins.“ (S. 21).

Und ihr liegt nicht automatisch eine Tendenz zur Verbesserung inne. Es hängt von politischen Rahmenbedingungen ab, „in welche Richtung“ sie geht (S. 22).

„In den folgenden Abschnitten versuche ich die Bedeutung von Ideen der Aufklärung für gegenwärtige gesellschaftliche Herausforderungen und politische Debatten herauszuschürfen.“ (S. 23)

Nicht jedes Selbstdenken ist immer schon aufgeklärt. Wichtig: die Haltung des selbstreflexiven Denkens (S. 38).

Für Kant muss der Mensch für freigelassen werden können, „wenn wir nicht das Konzept moralischer Verantwortlichkeit aufgeben wollen. Wir können die Willensfreiheit des Menschen nicht beweisen, müssten sie jedoch postulieren. Das bedeutet am Ende: *so tun als ob*.“ (S. 104) Ohne „Willensfreiheit keine Schuld. Kant sieht den Zweck von Strafe losgelöst von allem außer der Schuld. Jemanden strenger zu strafen, als es seine Schuld verlangt, ist ungerecht, ebenso ihn weniger zu strafen.“ (S. 104)

Damit steht Kant gegen den philosophischen Trend seiner Zeit, der dahin ging, den Zweck von staatlicher Strafe in der Vorbeugung bzw. Prävention zu sehen. (S. 104)

Der Präventionszweck von Strafe stellt „die Neuerung im Rechtsdenken der Aufklärung dar.“ (S. 105), vor allem die negative Generalprävention war Kant zutiefst suspekt. „Die Vorstellung, dass man einen Menschen strafe, um an ihm ein Exempel zu statuieren, kritisierte Kant heftig. Auf diese Weise werde der Straftäter bloß als Mittel gebraucht, das heißt in seiner Menschenwürde verletzt.“ (S. 107)

Würde man das Strafrecht allein auf den Präventionsgedanken aufbauen, dann müsste man auch fragen: Warum fängt der Staat nicht früher damit an, wieso verhindert er Straftaten nicht durch Kontrolle und Überwachung und entfernt jene, die gefährlich sind? (S. 110) Aber wie würde dann eine „demokratische Gesellschaft aussehen“? (S. 110)

In den Entwürfen für eine Welt ohne Krieg zeigen charakteristische Züge der Aufklärung, „dass der Mensch nicht dazu verurteilt ist, ewig in Spiralen der Gewalt gefangen zu sein, denn seine ‚Vernunft‘ oder zumindest seien aufgeklärten Interessen zeigen den Ausgang aus der selbstverschuldeten Geißel des Krieges“ (S. 117)

Das zentrale moralische Argument, dass das vollständige Verbot der Sklaverei in England und seinen Kolonien 1833 „entgegen wirtschaftlichen Interessen erringen konnte, war der Widerspruch zwischen dem angenehmen Leben in relativer Freiheit, das ‚wir‘ genießen, und der Unterdrückung der ‚anderen‘. Daraus resultiere große moralische *nationale* Schuld“ (S. 128).

„In unserer Welt, ... stellt sich die Frage von moralischen Pflichten Fernstehenden gegenüber radikal neu. Wer sich heute, ..., seines Lebens erfreut, der weiß in der Regel, dass kleine Einschränkungen des eigenen Glücks das zu kleine Glück konkreter Anderer vermehren könnten.“ (S. 132)

„Wozu verpflichtet uns die Idee, dass alle Menschen die gleiche Würde haben, nun wirklich? Bloß zu negativen Pflichten (‘Ich soll dem Glück anderer nicht im Wege stehen ...’)? Oder auch zu positiven Pflichten (‘ich soll zum Wohlergehen anderer aktiv beitragen’), und wenn ja, welchen konkret?“. (S. 132)

Einige fordern heute eine Abkehr, andere eine rigorose Einhaltung des moralischen Postulats der Gleichheit aller Menschen „mit einer für Unschlüssige zuweilen abstoßenden Rigorosität. Der Widerstreit zwischen diesen beiden Positionen wird die kommenden Jahrzehnte bestimmen.“ (S. 132)

„Die Zukunft des Humanismus liegt zwischen Verzagtheit und Übermut.“ (S. 132)